

Jörg Kastner

Das Wahre Kreuz

Roman



Roman nach den Aufzeichnungen des Zeichners Bastien Topart über seine Erlebnisse
während der Ägyptenexpedition des Generals Napoleon Bonaparte

*Für Mitch und Ari und all die anderen
wundervollen Jungs und Mädels und
für ihre wundervolle Mami.*

*Mit besonderem Dank an
Yousreya Pölkner.*

»Das Wort ›unmöglich‹ gibt es nur
im Wörterbuch von Narren.«
Napoleon Bonaparte

Anmerkung zu den Zeitangaben

Diese Geschichte spielt zu einer Zeit, als in Frankreich der Republikanische Kalender, auch Revolutionskalender genannt, gültig war. Dieser wurde im September 1793 eingeführt und bis 1805 benutzt. Hintergrund war die Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses im republikanischen Frankreich; sie sollte durch die Abwendung vom christlich geprägten Gregorianischen Kalender dokumentiert werden. Man ersetzte nicht nur die althergebrachten Monatsnamen durch poetisch klingende neue wie Vendémiaire (Weinlesemonat) oder Floréal (Blütmonat), sondern die gesamte Einteilung der Zeit wurde verändert. So dauerte die Woche zehn Tage. Der Umstand, dass es nur alle zehn Tage einen freien Tag (den sogenannten Dekadentag) gab, förderte nicht gerade die Beliebtheit der neuen Zeitrechnung unter der arbeitenden Bevölkerung. Zum Jahresende 1805 zog ein Edikt Kaiser Napoleons einen Schlussstrich unter die Angelegenheit.

Im Folgenden richten sich um des leichteren Verständnisses willen alle Zeitangaben nach dem Gregorianischen Kalender.

Prolog

Ich bin kein Verräter und kein Dieb, jedenfalls nicht in meinen Augen, nicht in denen der Abnaa Al Salieb und, dessen bin ich gewiss, auch nicht vor Gott. Was ich tat, geschah in bester Absicht, vor mehr als sechshundert Jahren genauso wie heute. Die Stimme des Herrn leitete mich. Solange es Menschen gibt, die in die Häuser, Städte und Länder anderer eindringen, um ihnen fremde Gesetze, fremde Ansichten und einen fremden Glauben aufzuzwingen, kann das Kreuz Jesu zu einer mächtigen, Tod und Verderben bringenden Waffe werden. Deshalb beschloss ich, es vor der Welt zu verbergen. Ich schreibe meine Geschichte nieder, damit die Nachwelt versteht, was ich tat und was mich antrieb, damals, als ich in das geheimnisvolle, aber auch gefährliche Morgenland kam. Als ich, der einfache Zeichner Bastien Topart, vor vielen Jahren zum ersten Mal den Fuß auf ägyptischen Boden setzte, ahnte ich nicht, welche Abenteuer mich erwarteten. Hätte jemand es mir sagen wollen, ich hätte ihn ausgelacht. Und hätte ich es nicht am eigenen Leibe erfahren, ich würde es auch heute nicht glauben. Wer also Zweifel hegt an meinen Worten, kann sich meines Verständnisses sicher sein. Aber es hat sich so zugetragen, wie ich es schildere, in jenen stürmischen Jahren nach der Französischen Revolution.

Ende des 18. Jahrhunderts hatte das revolutionäre Frankreich seine Stellung in Europa weitgehend gefestigt. Der sogenannte Erste Koalitionskrieg war beendet, Frankreichs Feinde waren besiegt oder hatten Frieden geschlossen. Bis auf die Engländer, die, geschützt durch ihre mächtige Flotte, unangreifbar auf ihrer Insel saßen.

Da fasste der junge General Bonaparte, der binnen weniger Jahre vom einfachen Artillerieoffizier zu einem der mächtigsten Männer Frankreichs aufgestiegen war, im Jahr 1798 einen verwegenen Plan. Er wollte England schwächen, indem er den englischen Handel im Nahen Osten und in Indien störte. Beginnen wollte er diesen Feldzug in Ägypten.

Mit fast vierzigtausend Soldaten stach er in See. Bei ihm waren aber auch Landvermesser, Kartografen, Ingenieure, Archäologen, Mineralogen, Architekten, Chemiker, Botaniker, Astronomen, Maler, Komponisten, Schriftsteller, Zeichner. Und einer von ihnen war ich ...

Teil 1

1. Kapitel: Der Tempel

Die Bestie, halb Löwe und halb Adler, starrte uns aus großen, dunklen Augen an. Wie zum Sprung bereit, jede Sehne in dem gewaltigen Leib gespannt, kauerte sie vor der Felswand, vier- oder fünfmal so groß wie ein Mensch. Die Schwingen waren halb ausgebreitet, als sollten sie dem Sprung zusätzliche Kraft verleihen. Ein Löwe mit Flügeln wäre schon seltsam genug gewesen, aber das Ungewöhnlichste war der Kopf: Er trug fast menschliche Züge, und gerade das wirkte unheimlich.

Alt und erhaben, wachsam und furchteinflößend zugleich war das geflügelte Untier, das über den brüchigen Säulen thronte. Wie viele Jahrhunderte, Jahrtausende vielleicht, es diesen seltsamen Ort schon beschützte, wusste ich nicht, aber es schien von seiner abschreckenden Wirkung nichts eingebüßt zu haben. Abul, unser einheimischer Führer, hielt den Kopf gesenkt und wagte es kaum, zu der mächtigen Gestalt hinüberzusehen. Der knochige Alte, den wir in Kairo angeheuert hatten, schien froh darüber zu sein, dass er mit der Aufsicht über unsere Tiere und unsere Ausrüstung betraut und somit nicht verpflichtet war, sich dem monströsen Wesen zu nähern.

Mein Onkel trat schmunzelnd an mich heran. »Der alte Abul fühlt sich hier nicht besonders wohl.«

»Sie scheint das zu amüsieren, Onkel«, sagte ich, ohne in meiner Arbeit innezuhalten. Mein Bleistift wanderte über den großen Bogen Papier und schuf ein getreues Abbild des alten Tempels.

Mein Onkel nickte nachdenklich. »Abuls Furcht dürfte ein gutes Zeichen sein. Schon der Wirt in Kairo, der mir von diesem Tempel erzählt hat, erwähnte einen alten Aberglauben, demzufolge es tödlich enden kann, den Tempel zu betreten. Ich bin äußerst gespannt, was wir darin finden. Und du, Bastien, wirst unsere Entdeckung mit deiner Zeichenkunst für das Institut festhalten.«

Er meinte das Institut von Ägypten, das General Bonaparte nach der Einnahme Kairos gegründet hatte, um dieses alte, fremde Land, in das unsere ruhmreiche Revolutionsarmee vorgedrungen war, wissenschaftlich zu erfassen. Mitnichten war Napoleon Bonaparte jener blindwütige Eroberer, als den seine Feinde jenseits der Grenzen Frankreichs ihn so oft

hinstellten. Sein Interesse an der Wissenschaft war groß, sehr groß, sonst hätte er wohl kaum einen ganzen Tross an Gelehrten der verschiedensten Fachrichtungen, an Ingenieuren, Architekten, Schriftstellern und Zeichnern mitgenommen, die ihm helfen sollten, das geheimnisvolle Reich der Pharaonen in ein erforschtes, deshalb aber nicht minder faszinierendes Land zu verwandeln. Das Institut, dem seit seiner Gründung auch mein Onkel, der renommierte Archäologe Jean Cordelier, angehörte, sollte sowohl der Wissenschaft als auch der praktischen Verbesserung des Allgemeinzustands von Armee und Bevölkerung dienen.

Wie ernst Bonaparte die Sache nahm, zeigte er dadurch, dass er den angesehenen Geometer und Mathematiker Gaspard Monge zum Präsidenten und sich selbst zum Vizepräsidenten des Instituts ernannte. Mein Onkel hatte mir erzählt, dass Bonaparte an den Sitzungen teilnahm, sooft er nur konnte, und schon so manchen Disput mit großem Eifer geführt hatte. Ich selbst, Bastien Topart aus einem kleinen Dorf bei Pontoise, hatte keine wissenschaftlichen Meriten vorzuweisen und war mit meinen dreiundzwanzig Jahren eigentlich in dem Alter, in dem ich meinen Armeedienst hätte ableisten müssen. Da mir aber eine Kopfverletzung, die ich mir als Kind zugezogen hatte, hin und wieder in Form heftiger Schmerzen zu schaffen machte, war ich, obwohl von großer und durchaus kräftiger Statur, für untauglich befunden worden. Als Soldat wäre ich somit nicht mit nach Ägypten genommen worden, und wohl auch nicht als unbekannter Zeichner. Zwar wurden auch Zeichner gebraucht, um die Wunder dieses fernen Landes festzuhalten, aber es gab erfolgreichere Kollegen, die man eher als mich gefragt hätte. Onkel Jean hatte seinen Einfluss bei dem Chemiker Berthollet geltend gemacht, der zusammen mit General Caffarelli die Gelehrten und Künstler für die Expedition auswählte. Auf diese Weise war ich an Bord eines der Segler der französischen Flotte gelangt, die im Mai des ereignisreichen Jahres 1798 in Toulon aufgebrochen war, um die englische Vormachtstellung in Nordafrika und Vorderasien zu brechen.

Ein düsteres Gefühl beschlich mich beim Gedanken an die Flotte, mit deren Hilfe Bonaparte erst die Insel Malta erobert und dann seine Armee nach Ägypten gebracht hatte. Inzwischen lagen die stolzen Schiffe auf dem Grund der Bucht von Abukir, wohin sie von dem einarmigen Teufel Nelson geschickt worden waren.

Ein lauter Ruf erlöste mich von meinen düsteren Betrachtungen: »Hierher, die Herren! Das sieht aus wie ein Eingang!« Der da rief, war Sergeant Kalfan, ein Veteran vieler Schlachten, der die Soldaten in unserer Begleitung, die so fleißig nach einem Zugang zu dem alten Tempel suchten, befehligte. Er stand genau unter der steinernen Bestie und winkte uns, gleich einem mechanischen Apparat, unentwegt zu.

»Schauen wir nach, was der gute Sergeant entdeckt hat«, schlug Onkel Jean vor. »Wenn es sich wirklich um einen Eingang in den Tempel handelt, hat er sich eine Extraration Schnaps verdient.«

»Dafür würde Kalfan uns sogar einen Eingang graben«, erwiderte ich lachend, klemmte den Zeichenblock unter den Arm und folgte meinem Onkel.

Je näher wir dem Tempel kamen, desto mächtiger wirkte der geflügelte Löwe auf mich, aber die freudige Erregung darüber, dass wir bald das Innere des uralten Bauwerks zu Gesicht bekommen würden, ließ keinen Raum für irgendwelche beklemmenden Gedanken. Einmal blickte ich zurück, sah weit hinter uns Abul warnend gestikulieren und lachte innerlich über den abergläubischen alten Narren aus dem Morgenland, nicht ahnend, dass er, der sich in vorsichtiger Entfernung zu dem Tempel hielt, der einzige Kluge unter uns war.

»Hier, Professor Cordelier«, sagte Kalfan, als wir ihn erreichten, und zeigte auf den Boden. »Der Eingang ist fast zugeschüttet, deshalb haben wir ihn nicht gleich entdeckt. Aber wir werden ihn bald freigeschaufelt haben.«

»Ein Eingang, der in den Boden, in die Tiefe führt«, murmelte ich, »seltsam. Beinahe wie ein Einlass in die Unterwelt.«

»Vielleicht soll es genau das sein«, sagte Onkel Jean. »Wir wissen noch zu wenig über die Erbauer dieser Stätte und können nur Mutmaßungen anstellen. Aber vielleicht sind wir schon klüger, wenn wir das Bauwerk von innen gesehen haben. Rufen Sie Ihre Leute, und legen Sie den Eingang frei, Sergeant. Zur Belohnung soll heute Abend eine Flasche Wacholderschnaps geleert werden. Wie sagte doch Montaigne? Wenigstens ein Rausch im Monat stärkt den Magen, fördert den Schlaf und mildert die Anspannungen.«

Der Sergeant grinste über das ganze runde Bauerngesicht, und die Spitzen seines mächtigen Schnurrbarts zitterten vor freudiger Erregung. »Diesem Bürger Montaigne würde ich gern die Hand schütteln. Er ist gewiss ein sehr kluger Mann!«

Von der Aussicht auf eine Sonderration Schnaps beflügelt, schwangen Kalfan und seine sieben Kameraden ihre Schaufeln und Hacken mit wahrer Inbrunst, und keine Stunde später hatten sie verwitterte Stufen freigelegt, die in eine finstere Tiefe führten. Onkel Jean ließ einige der mitgebrachten Fackeln entzünden, und vorsichtig, uns Schritt für Schritt vortastend, stiegen wir hinunter. Oben blieben nur Abul und zwei Soldaten zurück.

Abgestandene Luft schlug uns entgegen, ganz so, als sei der Eingang schon seit Jahrhunderten verschüttet, als sei schon lange nicht ein winziges Lüftchen mehr in das alte Bauwerk gelangt. Unter unseren schweren Stiefeln knirschte der Sand, während wir tiefer und tiefer hinabstiegen. Die Wände links und rechts der Treppe waren glatt und schmucklos, sodass

mein Block hier leer geblieben wäre, selbst wenn ich die nötige Muße zum Zeichnen gehabt hätte.

Unten mündete die Treppe in einen langen, gewundenen Gang, dessen Decke durch etliche Säulen gestützt wurde. Diese waren, im Gegensatz zu den Wänden, mit zahlreichen jener geheimnisvollen Zeichen verziert, wie die alten Ägypter sie überall dort hinterlassen haben, wo man auf Überreste ihrer untergegangenen Kultur stößt.

Onkel Jean hatte mein Zögern bemerkt und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Geduld, Bastien. Du wirst ausreichend Gelegenheit haben, dies alles zu verewigen. Zweifellos sind wir auf eine bedeutende Kultstätte gestoßen, die wir in aller gebotenen Ausführlichkeit erforschen werden. Aber fürs Erste wollen wir einfach weitergehen und sehen, welche Wunder diese unterirdische Welt vor uns verbirgt.«

Also gingen wir, eskortiert von den Soldaten, weiter, beherrscht von einem seltsamen Zwiespalt der Gefühle. Forscherdrang und Wissbegier spornten uns zur Eile an, wohingegen das Staunen angesichts der alten Baukunst, der wir auf Schritt und Tritt begegneten, uns immer wieder zum Anhalten und zum näheren Betrachten verführen wollte. Mehrmals gerieten wir an Abzweigungen, die wir einstweilen ignorierten, wuchs doch mit jedem weiteren Schritt die Neugier auf das, was uns am Ende des Weges erwartete.

Wir hatten gerade die dritte oder vierte Abzweigung hinter uns gelassen, als wir seltsame Laute durch das Gewölbe hallen hörten: Stimmen, Schritte und dann einen langgezogenen Schrei – es klang wie der Schrei einer Frau in Todesangst.

Wir erstarrten, und wahrscheinlich spukten durch jeden Kopf ähnliche Gedanken. Waren die Warnungen vor diesem Ort mehr gewesen als der Ausdruck nebulösen Aberglaubens? Lebten hier unten diejenigen fort, die das alles vor Jahrhunderten erbaut hatten und deren Körper längst zu Staub hätten zerfallen sein müssen? Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken, und ich klammerte mich an meinem Zeichenblock fest, als könne er mich vor Geistern und Dämonen beschützen.

Sergeant Kalfan fand als erster seine Sprache wieder und deutete zu der Abzweigung. »Das kam aus diesem Gang.«

Täuschte ich mich, oder schwang in der rauen Stimme des kampferprobten Mannes ein leises Zittern mit?

Wieder hörten wir etwas. Kurze Rufe, die männlichen Kehlen entstammten, dann den spitzen Schrei einer Frau. Verstehen konnten wir nichts. War das überhaupt unsere Sprache? Gehörten die Stimmen in unsere Zeit, oder überdauerten in diesem unterirdischen Tempel Laute, die eigentlich längst hätten verklungen sein müssen?

»Sehen wir nach!«, sagte Onkel Jean in einem Ton, der zwar Verwirrung verriet, aber kein Zaudern.

Kalfan nickte. »Sie und Ihr Neffe sollten die Fackeln tragen, Professor, damit meine Männer im Notfall ungehindert ihre Waffen einsetzen können.«

So geschah es. Mein Onkel nahm eine Fackel an sich und ich deren gleich zwei, nachdem ich meinen Zeichenblock, der mir in der gegenwärtigen Lage wenig nützen konnte, auf dem Boden abgelegt hatte. Wir drangen in die Abzweigung ein, und es war beruhigend, Kalfan und seine Grenadiere, die Bajonette aufgepflanzt, bei uns zu wissen.

Die fremden Stimmen, die hin und wieder zu uns herüberlöteten, wurden lauter, aber noch immer verstanden wir nicht, was vor sich ging. Schließlich ging der Gang, der weniger breit war als der vorherige, in eine Biegung über, und dahinter eröffnete sich ein großer Raum, der von mehreren in eisernen Wandhaltern steckenden Fackeln erhellt wurde. Was wir dort sahen, mutete an wie eine Szene aus einem Schauspiel, dessen Verfasser seiner überbordenden, durchaus morbiden Fantasie freien Lauf gelassen hatte.

In der Mitte des Raums, zu dem es noch einen zweiten Zugang gab, erhob sich ein massiger steinerner Block, der mich an den Altar der Klosterkirche von St. Jacques erinnerte und damit an jene Zeit, bevor die Revolution Klöster und Kirchen in Frankreich hinweggefegt hatte. Darauf lag rücklings eine junge Frau, mit Stricken gefesselt, das helle Gewand zerfetzt und mit leuchtenden Flecken frischen Blutes besudelt. Sie musste diejenige sein, deren angsterfüllte Schreie wir vernommen hatten.

Als wir den Raum betraten, hob sie den Kopf und blickte uns erstaunt und zugleich wie mit neu erwachter Hoffnung entgegen.

Obwohl ihr das lange Haar, das im flackernden Licht der Fackeln kupfern leuchtete, wirr und zerzaust ins Gesicht hing, sah ich von ihrem Antlitz doch genug, um augenblicklich ihrer Schönheit zu verfallen. Die Angst, die ihre Züge zeichnete, konnte daran nichts, aber auch gar nichts ändern. Es waren ebenmäßige Züge mit hohen Wangenknochen und einer leicht gebogenen, vielleicht eine Spur zu großen Nase, die dem Gesicht einen starken Ausdruck verlieh. Der Blick aus den großen, orientalisch geschnittenen Augen blieb einen langen Moment auf mir haften, und ich meinte darin den flehentlichen Wunsch zu lesen, ich möge ihr gegen ihre Peiniger beistehen. Und dazu war ich seit der Sekunde, in der ich ihrer ansichtig geworden war, fest entschlossen.

Ihre Peiniger, das waren zehn oder zwölf Männer in seltsamen Gewändern. Sie trugen fast knöchellange, ärmellose, weit geschnittene Mäntel, deren rechte Hälfte schwarz war und die linke weiß. Auf der schwarzen Seite prangte im Brustbereich ein weißes, auf der weißen ein

rotes Kreuz. Sie erinnerten mich an mittelalterliche Ritter, deren Abbildungen ich früher in der Klosterbibliothek so oft betrachtet hatte. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch die Kettenhemden, die Arme, Kopf und Nacken bedeckten. Die Füße steckten in schweren Stiefeln.

Seit unserer Ankunft in Ägypten hatte ich unzählige exotische Gewandungen gesehen, nicht zuletzt an den Kriegern dieses Landes. Aber Männer wie diese erblickte ich zum ersten Mal; das waren keine Mameluckenreiter und keine Beduinenkrieger. An das Mittelalter ließ auch ihre Bewaffnung denken. Ich sah Schwerter, Schilde und Streitäxte, konnte aber keine einzige Feuerwaffe entdecken. Die unten spitz zulaufenden Schilde ähnelten in ihrer farblichen Zweiteilung den Mänteln und waren ebenfalls mit dem weißen und dem roten Kreuz verziert. Während ich das alles in Sekundenbruchteilen wahrnahm, riss einer der Männer sein breites Schwert aus der lederbespannten Scheide und rief: »Auf sie, Brüder! Macht sie nieder!« Diesmal verstand ich. Der Mann sprach Französisch. Und die Männer, die er Brüder genannt hatte, ebenso.

Sie erhoben ihre Waffen und stürmten auf uns zu. Ich stand noch immer wie gebannt da, als sei ich in einem grotesken Traum gefangen.

»Feuer!«, hörte ich Sergeant Kalfan neben mir rufen, und schon erfüllten Pulverrauch, der meine Augen tränen ließ, und das Gebell der Musketen den Raum.

Drei oder vier der Angreifer gingen zu Boden, aber zum Nachladen blieb keine Zeit. Der Feind hatte uns erreicht. Schwerter, Streitäxte und Schilde trafen auf Gewehrkolben, Bajonette und Infanteriesäbel.

Kalfan musste es mit zwei Gegnern zugleich aufnehmen. Dem ersten, der die Streitaxt bereits zum Schlag erhoben hatte, zerschmetterte der wackere Sergeant mit dem Gewehrkolben den Kiefer. Trotz des allgemeinen Kampfgetümmels vernahm ich das Splittern des Knochens deutlich.

Ein zweiter Angreifer ließ sein Schwert auf Kalfan niederfahren. Im letzten Augenblick duckte sich der Sergeant, sodass ihm nur der Zweispitz mit dem roten Federbusch vom Kopf gerissen wurde. Er drehte seine Muskete um und ramnte seinem Gegenüber die Bajonettspitze in den Leib. Einen anderen Gegner hätte dieser Stoß das Leben gekostet, aber das Kettenhemd milderte die Wucht, und der Mann im schwarz-weißen Waffenrock wich lediglich taumelnd zurück. Kalfan, das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett zum erneuten Stoß erhoben, setzte ihm nach.

Wie der Kampf weiterging, konnte ich nicht verfolgen. Ein anderer Ritter – eine treffendere Bezeichnung für unsere seltsamen Gegner wollte mir nicht einfallen – drang mit

schlagbereitem Schwert auf meinen Onkel ein und versperrte mir die Sicht.

Zum Glück war Onkel Jean nicht die schwächliche Gestalt, für die ein Gelehrter oft gehalten wird. Im Gegenteil, er war groß und von kräftiger Statur. Als wir noch im Kloster lebten, hatte ich eines Tages mit angesehen, wie er einem Mitbruder half, den Stamm eines gefällten Apfelbaums aus dem Boden zu ziehen. Ein eingespannter Esel hatte sich erfolglos daran versucht, aber mein Onkel hatte es mit der bloßen Kraft seiner Hände vollbracht. Auch nun, mit seinen zweiundfünfzig Jahren, befand er sich noch im Vollbesitz seiner Kräfte, wovon ich mich überzeugen konnte.

Er schleuderte dem Angreifer seine Fackel entgegen. Überrascht hielt der Ritter inne, wohl nur zwei oder drei Sekunden, aber die Zeit reichte Onkel Jean, um mit beiden Händen den rechten Unterarm des anderen zu packen. Mein Onkel rang mit ihm um den Besitz des Schwertes, und keiner wollte nachgeben. Schließlich sanken beide ineinander verschlungen zu Boden, wo das Gerangel weiterging.

Ich wollte Onkel Jean gerade beispringen, als ein mit Schwert und Schild ausgestaffierter Ritter auf mich zustürmte. In seinem wettergegerbten Gesicht las ich wilde, tödliche Entschlossenheit.

Meine einzigen Waffen waren die beiden Fackeln in meinen Händen, und ich setzte sie ein. Die eine warf ich dem Ritter entgegen, so wie es mein Onkel zuvor getan hatte. Der Ritter wich aus, setzte aber seinen Angriff fort.

Schon blitzte die Schwertklinge vor mir auf, und im Geiste sah ich bereits meinen abgetrennten Kopf über den Boden rollen. Ich riss die zweite Fackel hoch und rammte sie dem Gegner mitten ins Gesicht. Er schrie schmerz erfüllt auf und ließ Schwert und Schild fallen, um die Hände schützend vor sich zu halten. Dabei riss er mir, wohl mehr aus Zufall, die Fackel aus der Hand. Der widerliche Geruch verbrannten Fleisches verursachte mir Übelkeit.

Als der Ritter die Hände sinken ließ, war dort, wo eben noch sein Gesicht gewesen war, eine grässlich entstellte Fratze, die mich hasserfüllt anblickte. Welche unvorstellbaren Qualen musste er in diesem Augenblick erdulden!

»Du erbärmlicher Hund!«, presste er mit vor Schmerz und Zorn bebender Stimme hervor. »Ich werde dich töten, so langsam, dass du dir wünschen wirst, deine Mutter hätte dich niemals geboren!«

Und schon schossen seine kettengeschützten Hände vor und schlossen sich um meinen Hals, bevor ich auch nur Anstalten machen konnte, dem Angriff auszuweichen. Ich wollte mich losreißen, wollte mit meinen Händen die seinen von mir lösen, aber es gelang mir nicht.

Vielleicht war der Fremde von Natur aus stärker als ich, vielleicht auch verliehen ihm Schmerz und Zorn übermenschliche Kräfte. Fest und fester drückten seine Hände zu, und in meinem Hals war ein Stechen wie von tausend Nadeln. Ich ging in die Knie und rang würgend um Atem. Vor meinen Augen begann es zu flimmern, und ich spürte, wie die Lebenskraft aus mir wich.

Da tauchte Onkel Jean neben dem Ritter auf, mit beiden Händen ein erbeutetes Schwert umklammernd. Offenkundig hatte er seinen Gegner besiegt und entwaffnet. Mein Onkel erfasste sofort, wie es um mich stand, und schlug hastig und unkontrolliert zu. Das Schwert traf meinen Peiniger mit der flachen Seite an der Brust und schleuderte ihn von mir fort. Ich sog die so dringend benötigte Luft ein und beobachtete, wie mein Onkel das Schwert zu einem neuerlichen Schlag hob.

Ein faustgroßer Gegenstand fiel dicht neben Onkel Jean zu Boden und zerplatzte mit einem dumpfen Laut. Augenblicklich verbreitete sich grauschwarzer Rauch, der noch stärker in den Augen brannte als zuvor der Pulverrauch der Musketen. Der Qualm verbarg den Ritter mit dem verbrannten Gesicht vor mir und wohl auch vor Onkel Jean, der die tränenden Augen zusammenkniff.

Sergeant Kalfan tauchte neben meinem Onkel auf und sagte hustend: »Die Kerle haben Rauchbomben geworfen, wollen sich offenbar durch den anderen Eingang zurückziehen. Wir sollten sie nicht daran hindern, wissen wir doch nicht, ob sie irgendwo in diesem unterirdischen Gemäuer noch Verstärkung haben. Wir sollten zusehen, dass wir an die frische Luft kommen!«

»Sie haben recht, Sergeant«, keuchte Onkel Jean und wich vor dem Rauch zurück.

Ich aber, der ich mich leidlich erholt hatte, erhob mich schwankend und drang durch den Rauch zu dem steinernen Altar vor, auf dem noch immer die gefesselte Frau lag. Halb ängstlich, halb erwartungsvoll starrte sie mich an. Ich wollte ihr etwas Beruhigendes zurufen, doch aus meiner geschundenen Kehle drang nur ein kraftloses Krächzen.

Aus einer Rocktasche zog ich mein Klappmesser, das mit seiner kleinen Klinge als Waffe nicht viel taugen mochte. Aber es war scharf genug, um die Fesseln der Unbekannten zu lösen. Der Sergeant erschien neben mir und zog seinen Säbel, um mir zu helfen. Dann hob er die Frau hoch, legte sie über eine seiner breiten Schultern, und wir verließen den raucherfüllten Raum.

Auch der Gang, durch den wir uns zurückzogen, war nicht frei von dem beißenden Rauch. Wir konnten erst wieder richtig durchatmen, als wir den größeren Gang erreichten. Hier stellte ich fest, dass wir zwar vollzählig, aber allesamt lädiert waren; keiner von uns war ohne

Blessuren aus dem Kampf hervorgegangen. Einer der Grenadiere war so schwer verwundet, dass er von einem Kameraden gestützt werden musste. Ein anderer hielt eine Fackel, die er wohl aus einer Wandhalterung in dem Altarraum genommen hatte – unsere einzige Lichtquelle.

Ich entdeckte meinen Zeichenblock und nahm ihn auf, bevor ich den anderen folgte. Eilig strebten wir der Treppe zu, über die wir diesen unterirdischen Ort betreten hatten. Während ich mit weichen Knien die hohen Stufen erklomm, erschien mir das nahende Tageslicht wie ein Leuchtfeuer in stürmischer Nacht.